

GRABLEGUNG UND WEITERLEBEN DER MONARCHIE IN DER UNGARISCHEN LITERATUR BIS ZUR MITTE DER 20ER JAHRE

GYÖRGY M. VAJDA

Attila-József-Universität, Szeged
Ungarn

Die Kanonen donnerten bei der Piave und auf dem Balkan nicht mehr, aber es fielen Schüsse auf den Straßen von Wien, Budapest und anderer Städte der sich in totaler Auflösung befindenden Monarchie, deren Völker sich von ihr lossagten. Am 29. Juni 1918 hat Frankreich den bereits seit zwei Jahren in Paris fungierenden Tschechoslowakischen Nationalrat als kriegführende Partei anerkannt. Am 6. September konstituierte sich der Rat der Rumänischen Einheit ebenfalls in Paris. Am 5. und 6. Oktober wurde in Agram der Nationalrat der Slowenen, Kroaten und Serben ins Leben gerufen. Die Gründung des Polnischen Nationalrats erfolgte am 11. Oktober in Krakau. Zehn Tage später, am 21. Oktober, trat in Wien eine Provisorische Nationalversammlung zusammen, deklarierte die Loslösung Österreichs von den übrigen Teilen des Reichs und billigte eine „Empfehlung“ über die Anschließung Österreichs an Deutschland. In der Nacht auf den 24. Oktober bildete sich ein Ungarischer Nationalrat unter dem Vorsitz des Grafen Mihály Károlyi. Am 30. Oktober übernahm Karl Renner das Kanzleramt einer provisorischen österreichischen Regierung, und am 31. Oktober wurde Graf Károlyi vom Erzherzog Joseph von Habsburg, der als homo regius den König in Ungarn vertrat, mit dem Amt des Ministerpräsidenten bekleidet. Inzwischen regierte der Kaiser und König Karl weiter und gab seine Hoffnung auf die föderative Umgestaltung der Monarchie nicht auf, auf die Verwirklichung einer Idee, die übrigens, wenn man so sagen darf, in der Luft lag, sogar von verschiedenen Entente-Politikern bejaht wurde, und die Karl mit guten Köpfen aus seinem eigenen Reiche wie u.a. mit Stefan Burián, für eine Zeit selbst mit Karl Renner und mit dem besten wissenschaftlichen Analytiker der Lage der absterbenden Monarchie, Oszkár Jászi, teilte. Es ist bekannt, daß die Idee der Donaukonföderation einst von Lajos Kossuth mit dem Zweck aufgeworfen wurde, das Habsburgerreich abzulösen. In den letzten Jahren dieses Reiches galt die Idee dagegen für die letzte Möglichkeit, zur Erhaltung desselben. Quae mutatio rerum! Ich darf aber diesmal auf diese Frage nicht tiefer eingehen.

Als Karl von Habsburg alle Rettungsversuche scheitern sah, erließ er am 11. November 1918 seinen ersten Eckertsauer Brief, in dem er auf die Ausübung seiner Hoheitsrechte im österreichischen Teil der Monarchie verzichtete und von seinem kaiserlichen Thron abdankte. Am nächsten Tag wurde von der Provisorischen Nationalversammlung die Republik Deutsch-Österreich proklamiert. In seinem zweiten Eckertsauer Brief, den er am 13. November an Ungarn richtete, erklärte Karl, nunmehr nur König, seine Entscheidung, sich von der Ausübung seiner Funktionen zurückzuziehen, und seine Bereitschaft, die von der Nation gewählte Staatsform anzuerkennen. Auf seinen Thron hat er aber nicht expressis verbis verzichtet. Am 16. November wurde darauf vom Ungarischen Nationalrat die unabhängige und selbständige Republik Ungarn konstituiert, die erste Republik der europäischen Geschichte die auch einen König hatte.

Diese magere Chronologie des letzten Auflösungsprozesses der Österreichisch-Ungarischen Monarchie sollte darum ins Gedächtnis gerufen werden, weil sie die zentrifugalen Kräfte, die dem Vielvölkerstaat ein Ende bereiteten, ganz anschaulich darstellt. Daß dann anstelle eines großen Vielvölkerstaates drei kleinere entstanden sind, war die Grimasse der geschichtlichen und geographischen Lage Ostmitteleuropas und Südosteuropas. Die beiden neuen „Nationalstaaten“, Österreich und Ungarn, die das schwere Erbe der Monarchie eigentlich übernahmen und somit auch aus dem Krieg als Verlierer hervorgingen, konnten sich in der neuen Situation nicht leicht behaupten. Ihre Schicksale zwischen den beiden Weltkriegen legen davon Zeugenschaft ab. Österreich mußte für sein Österreichertum ringen, und Ungarn inmitten der Feindseligkeit der es umgebenden Staaten seine Existenz begründen.

Natürlich reagierten die Literaturen der beiden Staaten auf die grundlegenden geschichtlichen Änderungen. Die Habsburgische Vergangenheit wurde entweder ganz abgelehnt und scharfer Kritik unterzogen, oder eben nostalgisch gleich von Anfang der neuen Periode an dargestellt. Demnach würde die Ablehnung – schematisch gedacht – die Grablegung, die Nostalgie dagegen das Weiterleben der Monarchie bedeuten. Die eigentliche dritte Verhaltensweise gegenüber Habsburgischer Vergangenheit wäre die objektive, wenn man nicht die entsprechende Variante der Pilatusfrage stellen müßte: Was ist Objektivität in der Betrachtung der Vergangenheit, die in die unmittelbare Gegenwart hineinreicht? Bis zur Mitte der zwanziger Jahre könnte man von einer objektiven Einschätzung der monarchischen Vergangenheit noch nicht sprechen.

Solcherweise soll man versuchen, das Material nach den zwei Kategorien der Ablehnung und der Nostalgie zu ordnen. Und wenn man sich diesmal auf das ungarische Material beschränkt, ist man sich des Umstandes bewußt, daß

die gleiche Frage gegenüber der österreichischen Literatur und allen anderen Literaturen der Donaumonarchie mit nicht weniger Recht gestellt werden könnte.

* * *

Die literarische Grablegung der Monarchie in Ungarn setzte merkwürdigerweise mit dem Werk eines Österreicher, mit Karl Kraus' *Nachruf* ein, mit einer aus Wut und Haß, Sprach- und Stilbravour, tiefer Kenntnis der verborgenen Kräfte der Gegenwart und der Vergangenheit zusammengedrängten Ganzleistung von Pamphlet, das in der Zeitschrift *Die Fackel* erschien und als Parallelprodukt zum Großwerk *Die letzten Tage der Menschheit* zu betrachten ist.¹ Wie dort so auch in *Nachruf* wird der Krieg und zugleich der kriegsverbrecherische Staat der Habsburger verflucht, und zwar mit echt Krausscher, abscheuerfüllter, fast extatischer Leidenschaftlichkeit. Nachdem das neue Deutsch-Österreich einigermaßen akzeptiert wird, wendet sich Kraus' Zorn unbehindert gegen die begrabene Monarchie. Er bedauert, „daß dieser aufgelöste Verein jovialer Scharfrichter, diese Gevatterschaft weltbetrügerischer Kräfte, deren Einheit in der Schändung des Heimatsgefühls sämtlicher Nationen gewährleistet war, dieser bureaukratische Alpdruckt landschaftlicher Schönheit, diese k.k. und zum Überdruß noch k.u.k. Verunreinigung der Anlagen, die vom Gott dem Schutze des Publikums empfohlen und vom Teufel als Privatbesitz einer allerhöchst bedenklichen Familie zugeschanzt waren, daß also dieser elende Staat, den man doch am treffendsten mit dem Schimpfwort Österreich bezeichnet, seine Auflösung nicht mehr erlebt hat! Er ist, eingedenk der Lorbeerreiser, die das Heer so oft sich wand, an der Glorie gestorben...“² Und so strömt weiter über 120 Seiten eine Flut von Flüchen und Schmähungen über die elftausendvierhundert Galgen, über die hungernden und Schlange stehenden Städtebewohner, über die albernern Bürokraten, die unmenschlichen Generäle und so weiter und so fort... ohne Unterbrechung, ohne Absatz: eine furchtbare Anklageschrift.

Sie war am 25. Januar 1919 erschienen und lag wahrscheinlich schon innerhalb eines Monats auch in ungarischer Sprache als erster Band der neugegründeten Reihe „Károlyi Bibliothek“ in Budapest vor. Die Übersetzung war eine Bravourleistung des populären Schriftstellers Gyula Szini, der den schwer zugänglichen Originaltext durch Einfügung von Absätzen und Untertiteln etwas erleichterte, ihm aber im Ganzen treu blieb, selbst die Krausschen Wortspiele durch geistreiche Sprachwendungen zu wiedergeben versuchte.³

Karl Kraus' Name war in den intellektuellen Kreisen Ungarns wohlbekannt und geschätzt, besonders seitdem der führende Dichter des Landes, Endre

Ady, gegenüber Thomas Mann für ihn votierte. Am 6. Dezember 1913 hielt nämlich Kraus einen seiner berühmten Vorträge in Budapest, und zufällig las auch Thomas Mann am selben Abend an einem anderen Ort, ebenfalls in der ungarischen Hauptstadt. Die Herausgeber der angesehensten literarischen Zeitschrift des Landes, *Nyugat* (Westen) schätzten die beiden Ereignisse so hoch ein, daß sie Endre Ady aufforderten, die beiden Persönlichkeiten dem Leserpublikum vorzustellen. Und der politisch tief engagierte Ady nahm für Karl Kraus Stellung. „... wenn meine Gesundheit es mir erlaubte – schrieb er – würde ich Karl Kraus hören gehen“, denn, fügte er hinzu, „seine Tapferkeit, seine großartige Stilkunst, ich könnte auch Namen erwähnen, hat bei uns stark gewirkt, gelehrt und angeregt...“⁴

Daß im Jahre 1919 Kraus' *Nachruf* in der ungarischen Presse doch keinen bedeutenden Widerhall erweckte, war dem Zeitpunkt zuzuschreiben, an dem er erschien. Das ausgeblutete, verarmte, zerfallene Land wurde von schweren politischen Problemen erschüttert, man hatte andere Sorgen. Außerdem hatte man sich von der Monarchie bereits vor geraumer Zeit distanziert, man dachte in den Kategorien des selbständigen Ungarn. Und doch hinterließ Kraus' Werk eine dauerhafte Spur, wenn nicht in der Literatur, so in der graphischen Kunst Ungarns. Den Umschlag zum kleinen Bande, welchen der Übersetzer mit dem erklärenden *Untertitel*, „Grabgesang über die Österreichisch-Ungarische Monarchie“ versah, entwarf ein hervorragender Graphiker, Mihály Biró. Sein für die sozialdemokratische Tageszeitung *Népszava* (Stimme des Volkes) gefertigtes Plakat, *Derammerschwingende Mann*, wurde zum Wahrzeichen der Arbeiterbewegung und ist noch heute wohlbekannt. Auch die Graphik auf dem Umschlag des ungarischen Kraus-Bandes hat dann Biró zum Plakat vergrößert, auf dem die Grablegung der Monarchie veranschaulicht wurde. Auf dem Plakat ist eine kräftige Männergestalt mit hochgekrämpelten Hemdärmeln zu sehen, die auf dem Kopf eine Kombination von k.u.k. Militärmütze und Jakobinermütze trägt und deren übergroße, ausgearbeitete Hände und muskulöse Unterarme auf ihre Klassenzugehörigkeit hindeuten. Mit den Fäusten und mit dem Knie seines linken Beines drückt der Mann den Deckel eines Sarges nieder, aus dem der Doppeladler (hier Symbol der Doppelmonarchie) herauszukriechen versucht. Zwei Kronen sitzen auf dem Doppelkopf, die Gesichtszüge und die geöffneten Schnäbel weisen auf Furcht und Verzweiflung hin, mit dem einen Flügel versucht das Untier noch zu schlagen und das Schließen des Sargdeckels aufzuhalten, in den Krallen hält es den Reichsapfel und den Herrscherstab. Politisch wie künstlerisch ist Mihály Birós Plakat eine gelungene Arbeit, sie wurde in der Revolutionszeit besonders populär und zählt zu deren künstlerischer Nachlassenschaft. Stilmäßig steht die Graphik nicht weit vom Expressionismus.

Das Budapester Erscheinen seines *Nachruf* gelangte Kraus zur Kenntnis durch Freunden oder Bekannten und es veranlaßte ihn zu trockenen Worten, die er in der Aprilnummer des Jahrgangs 1919 seiner Zeitschrift drucken ließ. „Ohne mich zu fragen, ohne ein Wort der Verständigung, ja ohne auch nur nachträglich ein Belegexemplar zu senden, hat ... ein Verlag, der sich „Kultura“ nennt, eine Übersetzung des „Nachruf“ erscheinen lassen und sie auf allen Straßen durch ein Plakat angezeigt, auf dem ein Mann den Doppeladler in einen Sarg hineinzwängt“. Kraus kam also in Besitz der Übersetzung, von deren schriftstellerischer „Anständigkeit“ er „von kundiger Seite versichert“ wurde. Doch hatte er selbstverständlich juristische Schritte gegen den Verlag eingeleitet, um seine Autorrechte zu wahren. „Hätte ich mich damit begnügt – setzte er bitter fort –, mir von Verlag Kultura als Entschädigung ein paar Kilo Mehl abzuholen, so hätte die ungarische Grenzpolizei vermutlich mit gründlicherer Wirkung ihre Autorrechte zu wahren gewußt, und nach meinem Tod wären die meinigen noch ungeschützt.“⁵

Kraus' Bitterkeit war vollkommen berechtigt: Doch hatte die Affäre auch einen positiven Aspekt.

Wenn nämlich das einprägsame erste Denkmal der Grablegung der Monarchie in der ungarischen Literatur im Zusammenwirken eines großen Wieners, eines biederen Budapester Federführenden und eines bedeutenden bildenden Künstlers aus Ungarn zustandekam, so ist dies als ein symbolischer Akt aufzufassen, in dem sich trotz verschiedener politischer Einstellung, verschiedener Parteizugehörigkeit, aus der Monarchie hervorgegangene progressive Kräfte sich die Hand reichten. Auch Endre Adys erwähnte Anerkennung gegenüber Karl Kraus galt dem ihm selber ähnlichen Kämpfer für die Gerechtigkeit und Menschenwürde und gegen das veraltete „feudalkapitalistische“ Gesellschaftssystem der Monarchie, welches von den Habsburgern aufrecht erhalten wurde.

In einer Monographie über das Spätwerk Adys widmete István Király einige Seiten der Analyse von Adys Stellungnahme zu den Habsburgern. Király unterschied drei Phasen in Adys Haltung, die mit einem kurutzennationalistischem Antihabsburgertum begann, das später vorübergehend einem weltbürgerlichen josephinistischen Prohabsburgertum wich, um schließlich in eine revolutionär-demokratische Habsburgfeindlichkeit zu münden. Zur Zeit der Entstehung des Krausschen *Nachruf* oder seiner ungarischen Variante war Ady bereits zu krank, um lesen oder auf das Gelesene reagieren zu können, im Prinzip hätte er aber den Inhalt des Krausschen Werkes bejahen müssen. Was er der Wiener Politik bemängelte, war die Demokratie. Király zitierte Adys charakteristische Worte: „... mein Revoluzzertum drückt sich in dem Wunsch aus, daß Wien hierzulande seine Macht nicht mit einem kleinen Haufen von Gaunern, sondern mit dem ungarischen Volk teile.“⁶

Um Adys Worte besser zu verstehen, soll der Publizist und kluger Literaturkritiker Lajos Hatvany, übrigens ein Anhänger und Freund Adys, zitiert werden, der 1918 schrieb: „Der ungarischen Gentry wurde in die Schuhe geschoben, daß sie unbeholfen sei. Doch zu Unrecht. Denn gibt es eine größere Lebenstüchtigkeit als die, ohne Arbeit auskommen zu können, ja überall für sich ein gebackenes Brot zu finden? Und wenn schon nicht überall, dann in Wien. Der moderne Kurutze bekommt sein nötiges Lebenselixir aus Wien. Dies war die Kraft des Ministerpräsidenten Tisza: die hinaufgelassene Klasse der Ungarn, die er mit dem ganzen ungarischen Volk verwechselte, mit österreichischer Hilfe zu regenerieren...“⁷

Zur ablehnenden Haltung gegenüber der Monarchie sollen noch zwei Werke Erwähnung finden: Dezső Szabós 1919 erschienener Roman, *Az elsodort falu* (Das verwehte Dorf) und Gyula Szekfüs 1920 großes Aufsehen erregendes Buch, betitelt *Három nemzedék* (Drei Generationen).

Dezső Szabó gibt in seinem chauvinistisch und rassistisch gefärbten Roman ein breites Tableau von der ungarischen Gesellschaft vor dem Krieg, während des Krieges und in der Zeit der Revolutionen bis zum Debakel. Seine Figuren gehören überwiegend zur Intelligenz der ungarischen Provinz: einen seiner Helden hat er nach Endre Ady modelliert. Er verheimlicht seinen Antisemitismus nicht. Von der Monarchie, zu deren Zeit die Handlung spielt, will er nichts wissen, und wenn, dann nur im Zusammenhang mit dem Kriege, in Frontszenen. „Diese Läuse fressen mich ganz auf“, sagt einer, „hoch die Großmachtstellung der Monarchie.“ Und als die Soldaten an der Front seit Tagen keine Nahrung bekommen, sagt ein anderer: „Die Monarchie ist klüger als daß sie zukünftige Kadaver ernährte.“ In einigen Szenen werden die nationalen Streite innerhalb der gemeinsamen Armee beschrieben, und gehässig höhnische Worte einer Frau in den Mund gelegt, als sie die Auszeichnung ihres auf dem Felde gefallenen Sohnes übernimmt: „Ich danke seiner angebeteten Majestät, dem König, nicht für mich selbst, sondern für den Geist meines verewigten Sohnes.“⁸ Das Fazit des Romans ist ein Bild der Dekadenz der ungarischen kleinadeligen Intelligenz, deren bester Vertreter Zuflucht bei dem urkräftigen Bauerntum findet, und parallel dazu jenes des aufkommenden und platzgewinnenden Judentums.

Es würde zu weit vom eigentlichen Thema dieser Studie führen, auf die Erörterung des ganzen historischen Problemkreises einzugehen, der Dezső Szabó zu solchen rein präfaschistischen Ansichten leitete. Soviel muß aber doch gesagt werden, daß Fakten wie die Auflösung der Monarchie, der verlorene Krieg, die Anarchie der geschlagenen Armee, die Revolutionen, das bittere Ende der großungarischen Träume, das Geraten von Millionen von Ungarn in den Stand der Minorität in den neuentstandenen Nachbarstaaten, einen solchen Schock vor allem für die ungarische Intelligenz bedeuteten, daß

nur wenige blieben, deren Augen klar sehen konnten, deren Kopf klar denken konnte. So bekam die Ablehnung der Monarchie in Ungarn einen Hauch von Antisemitismus, die von der christlich-nationalen Ideologie des Horthy-Regimes geschürt wurde.

Gyula Szekfűs, des großen Historikers Buch über die drei Generationen, enthielt eine Kritik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und ihrer Bedeutung für die ungarische Geschichte. Auf die erste, „große“ Generation, die Reformgeneration von István Széchenyi, folgte die Generation von Ferenc Deák, welche einen passiven Widerstand gegen den Absolutismus des jungen Franz Joseph leistete, und dabei ein verbürgerlichtes geistiges Leben im Lande gründete. – Die Generation, die nach diesen beiden die Führung übernahm, wies aber alle Zeichen der Dekadenz gegenüber den ihr vorhergehenden auf. Szekfűs Kritik bedeutete eine schlichte und entschiedene Verneinung der Doppelmonarchie und des während ihres Bestehens vor sich gehenden Assimilationsprozesses, vor allem der Assimilation der Juden.

Es ist angebracht, eine Gegenstimme aus dem Jahre 1921 zu zitieren, und zwar die des ersten Herausgebers der bereits erwähnten bedeutenden Zeitschrift, *Nyugat*. „Es ist unmöglich nicht darüber zu lächeln – schrieb Ignotus –, daß Szekfű die Jahre zwischen 1867 und 1914 für die des Verfalls hält, wenn man bedenkt, daß ausgenommen die Zeiten der Árpáden, Ludwigs des Großen und Königs Mathias, der Ungar als Ungar, als Land, als Nation nie so intensive *gewesen* ist, existiert hat das in der sogenannt verfallenden Zeit.“ Und weiter unten: „In der Wirklichkeit ging es Ungarn im großen und ganzen nie so gut als in den vierzig bis fünfzig Jahren vor dem Krieg, und so verdammt schlecht diese große Zeit hindurch seine innere als äußere, von außen her nach innen und von innen her nach außen wirkende Politik war: ... daß wir an dieser Politik erst so spät zu Grunde gingen, schon dieser Umstand ist ein Beweis *dafür*, daß die Grundlage der Politik, nämlich die Placierung Ungarns innerhalb der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und die der Monarchie im deutschen Bündnis nicht schädlich und nicht naturwidrig war. Meinem Gefühl nach kann dies auch Szekfű nicht anders meinen, und so ist er vielleicht auch mit der Beobachtung einverstanden, daß die sogenannte österreichische Unterdrückung, wenigstens nach dem Ausgleich, für Ungarn so etwas gewesen ist wie der Druck des Meeres für die auf dem Meeresgrund lebenden Tiere: Der Druck würde andere Tiere zu Tode plätten, diese hält er aber zusammen, indem er ihre innere Spannung, welche sie sonst sprengen würde, paralyisiert“.⁹

So treffend Ignotus argumentierte, so treffend er einige Argumente heutiger ungarischer Historiker vorwegnahm: Endre Adys Augen sahen doch schärfer. Denn das Bündnis der Wiener Macht mit Ungarns herrschenden Klassen

konsolidierte die halbfeudale Ordnung im Lande und hielt das Land – zwar indirekt – von der Entwicklung in Richtung einer bürgerlichen Demokratie zurück. Von der anderen Seite brachte aber das liberale Wirtschaftssystem neue Kräfte in Bewegung, es entstand eine nicht unbedeutende Industrie, das Land wurde technisch modernisiert und wirtschaftlich ausgeglichen.

Aus der Reihe der Bekenntnisse zur Monarchie soll weiterhin ein rührender Brief zitiert werden, den Gyula Krúdy an Lajos Hatvany richtete, der damals noch als Emigrant in Österreich lebte. „Lieber Laci (so beginnt der Brief), Sie brechen heute nach Gastein auf, wo der alte Franz Joseph so viel gute Zeit verbrachte, als wir noch glaubten, daß wir alle ewig leben würden. Der alte Herr geht nicht mehr nach Gastein; ob Sie dort seiner Spukgestalt begegnen? ... Wir alle sind, lieber Laci, mit Franz Joseph gestorben. Es ist sonderbar, doch wahr, daß dieser alte Mann, der des Ungarischen kaum mächtig war, die nie wiederkehrende Glanzperiode der ungarischen Literatur bedeutete. Überstolz waren wir auf unsere Literatur, wir prahlten mit unseren zahllosen Talenten, und wir glaubten daran, daß die ungarische Literatur sich gerade so auf ihre Unsterblichen berufen kann wie die Literaturen des Auslands. Vielleicht blieb niemand, außer dem einzigen Ady, von unserer Periode übrig, und auch er nur deswegen, weil er rechtzeitig starb ... Krankheiten, Armut, Verfolgungen, gezwungenes Märtyrertum haben den Schriftkundigen die Lust am Schaffen genommen...“¹⁰

Tatsächlich hat sich das ungarische Literaturleben in den Jahren des weißen Terrors von den Erschütterungen, die der verlorene Krieg, der Zerfall des alten Landes, die unerfüllten Hoffnungen auf die Erneuerung durch die Revolutionen verursachten, schwer erholen können. Ein großer Teil der schöpferischen Intelligenz wurde in die Emigration gezwungen, und die zu Hause blieben, mußten Retorsionen erleiden, schweigen oder sich sehr vorsichtig verhalten. Ist es daher nicht verständlich, daß die versunkene Welt der Monarchie, „die glücklichen franzjosephinischen Friedenszeiten“ in goldenem Lichte aufschimmerten und in vielen die Sehnsucht nach einer abgelebten Zeit erweckten. Dezső Kosztolányi, einer der anziehendsten und begabtesten Dichter des *Nyugat*-Kreises veröffentlichte in seinem 1920 erschienenen Gedichtband *Brot und Wein* ein *Sonett vom alten König*, das in Interlinearübersetzung folgendermaßen lautet:

Wie gerührt denke ich heute an ihn,
da wir fieberkrank und dumm
im Kote liegen, nach so viel Tränen
und unsere Münder Irrsinn und Weh schrein.

Silbern fiel der Reif des Schnees herab,
wie Opa saß er auf dem großen Thron,
der greise König, und wir tranken Kaffee in Buda,
und auf unendlichen Frieden öffnete sich der Horizont.

Da war ich glücklich. In meinen zerfetzten Taschen
verbargen sich Goldstücke schweigend
und das Leben schmerzte, das geheimnisvoll-süße.

Mit glorreichem Feuer schien die Sonne.
Ich weinte, sang unter belaubtem Garten
weil ich Dichter war und fünfundzwanzig Jahre zählte.

An dieser Stelle muß man sich wieder auf eine Studie István Királys berufen, der die Verwandtschaft von Kosztolányis Dichtung mit jener der österreichischen Dichter der Jahrhundertwende in dessen seelischer Gespaltenheit zwischen Wachsein und Traum, seinem introvertierten Ästhetizismus und in der ironisierten, durchästhetisierten Tragik seiner Dichtung erblickte. Letztere kam in Kosztolányis 1910 erschienenem und *Klagen eines armen Kleinkindes* betitelmten Gedichtzyklus besonders augenfällig zur Geltung.¹¹

Ergänzend sollte man auf das Eröffnungsgedicht des 1924 herausgebrachten Zyklus hinweisen, der den Titel, *Klagen eines traurigen Mannes* trägt und wo die Nostalgie nach einer verklärten Vergangenheit gleich die ersten Verse durchdringt: „Vom Neuen konnte ich euch nicht singen, nur vom Alten, nicht von der Erde, nur vom Himmlischen, denn in meinem Lied spukt noch das Vergangene wundervoll, und wer in der Zeit gestorben, schwebt wie der Himmel über mir...“

Nicht so sehr die Gespaltenheit zwischen Wachsein und Traum, eher das Ineinanderfließen von Traum und Wirklichkeit ist der Grundzug der Prosadichtung Gyula Krúdys, der sich von der Welt der alten Monarchie und des alten Ungarns in der Monarchie eigentlich nie loslösen konnte. Er beschwor die Gestalten des Vielvölkerstaates Zeit seines Bestehens und ließ sie weiter leben nach dessen Untergang.

Es sagt nicht viel aus, wenn man Krudys träumerisch-schwebende Stilkunst impressionistisch nennt, denn dieser bezaubernde Stil verwischt den Unterschied zwischen Vergangenen und Gegenwärtigem, zwischen Vorstellung und Realität. Krúdys einprägsamste Gestalten sind ständig unterwegs von einem

Ort zum andern, ohne Ruh und Halt wie Rimbauds trunkenes Schiff, als ob er einflüstern wollte, daß das Leben nur ein Übergang sei. Darum ist der Held von zahlreichen seiner Novellen und Erzählungen der märchenhafte Sindbad, der Schiffer, eine zeit- und alterlose Figur, die von Stadt zu Stadt, von Frau zu Frau wandert in unübertrefflicher Eleganz und Kavalierrmäßigkeit, und doch nie ganz mit beiden Füßen auf dem Boden steht, eher über den realen Dingen des Lebens schwebt. Ein moderner Don Juan, der hundert und sieben Frauen in Liebe besaß und der von allen geliebt wurde. Sindbad lebt nicht in der Gegenwart und für die Gegenwart, er ist das Geschöpf seiner eigenen Erinnerungen.

In Krúdys Oeuvre lebte die Monarchie weiter. Dem Helden seines erfolgreichsten Romans, *A vörös postakocsi* (Die rote Postkutsche), Eduard Alvinczy, widmete er zwischen 1913 und 1933 sechs Romane und längere Erzählungen. Herr Alvinczy war in Budapest und in Wien gleichermaßen zu Hause, rühmte sich seiner uralten Sippe und seiner Ahnen, die schon im Mittelalter, unter der Dynastie der Árpáden hohe Ämter bekleideten, als – meinte Herr Alvinczy – die Hohenzollern noch keinen Namen hatten. Dagegen verehrte er die Habsburger und wollte der Tragödie von Mayerling nicht Glauben schenken, weil er darin die Dekadenz des Hauses Habsburg sah. Ein rätselhafter Herr Morvai, führte ihn einmal – wie wir aus dem ersten Roman erfahren – in die Kapuzinergruft, wo drei Mönche mit Kapuzen bedeckt in den leeren Sarg des Kronprinzen stierten... In einer längeren Erzählung aus der Alvinczy-Serie, betitelt *A nagy Kópé* (Der große Kujon) beschwört der Autor die Krönung des letzten Habsburger Herrschers, Kaisers und Königs Karl, zu Buda. „Die alten, schlaflosen Journalisten steckten ihre weißen Eintrittskarten zu ihren Zylinderhüten, die verschiedenen Tribünen wurden mit regelmäßigen Kordonen abgesperrt, es ging alles ganz genau zu wie beim Begräbnis Franz Josephs I., als wäre der Wiener Trauerzug zurückgekehrt auf dem Zifferblatt einer Spieluhr, doch hätte man die Kleidung in der Garderobe gewechselt.“ Und weiter unten: „Die Erzherzoginnen in ihren Karossen sind auf die Minute pünktlich angekommen bei der Sakristei der Matthias-Kirche... und die Frauen sind auch hier Frauen, sie heben ihre Röcke, und Herr Rezeda (ein Gehilfe von Herrn Alvinczy, Gy.M.V.) kommt und geht um sie herum, damit er ihren Duft einatmen kann ... bis ein Oberinspektor mit rötlichem Schnurrbart sich bei ihm einhackt und ihn zum Eingang hinausführt...“¹²

Im Vortwort zum letzten Roman der Alvinczy-Serie, der den Titel *A kékszalag hőse* (Der Held des blauen Bandes) trägt, äußerte sich Krúdy folgendermaßen: „Das Schicksal wollte es so, daß ich ein Zuseher, ja in geringem Maße ein Komparse der vor zwanzig Jahren vergangenen Welt und darin der Österreichisch-Ungarischen Monarchie werde... Mein Roman handelt von der Vor-

kriegszeit, der vor zwanzig Jahren versunkenen friedlichsten Zeit dieses Sternsystems... Das blaue Band, das Band des Derby, bedeutet auch das blaue Band des Lebens in symbolischem Sinne. In unserem verarmten Leben kann man heutzutage von den Helden des blauen Bandes nur in Romanen sprechen...“¹³

Kosztolányis und Krúdys Stellungnahme zur Monarchie könnte durch weitere literarische Beispiele, durch Äußerungen in Zeitungsartikeln ergänzt werden. In den ersten Jahren des Horthy-Regimes gab es noch, wenn auch nicht in großer Zahl, Anhänger und Befürworter der Wiedererrichtung des Königtums, und es war nicht von ungefähr, daß König Karl noch ganz am Anfang der 20er Jahre zwei Versuche machte, auf den Thron Ungarns zurückzugelangen. War es als eine Antwort auf die ganze nostalgische Welle aufzufassen, wenn Zsigmond Móricz, einer der bedeutendsten Prosaiker der Zeit, im Gegensatz zu Gyula Krúdy ein harter Realist, ein unerbittlicher Darsteller von armen Volks- und Bauerngestalten, bei der Betrachtung des königlichen Barockpalastes auf dem Burghügel, den noch Kaiser und König Karl, der Vater von Maria Theresia erbauen ließ, im Jahre 1925 den Seufzer ausstieß: „Es kam ein Volk, damit es seinem müden und gleichgültigen Herrn ein verführerisches Lustschloß errichte! Unglückliches Vorhaben: Ein großes „X“ zu erhalten, der nicht in solchen Ländern, nicht unter solchen Umständen aufwuchs... Lächelnd und herablassend und mit höflichen Gesten nahm der Herr der Monarchie das feine Geschenk entgegen, das dem Geber so viel, dem Entgegennehmer so wenig war: und dieser verblieb weiter in seiner Wiener Burg, wo das Volk nicht mit ehrfürchtiger Anbetung zu ihm hinaufblickte, sondern ungeniert durch seine Höfe spazierte... Und siehe, das Volk, das in gemütlicher Alltäglichkeit die Liebe des Hauses Habsburg erlebte: Wie es im Augenblicke der Entscheidung das Herrscherhaus verließ und vergaß. Dagegen wir, unglückliche Liebende, beten es mit der Leidenschaft der unerfüllten Sehnsucht weiter an, den flüchtigen Feenkönig-Traum unserer schiefen Träume...“¹⁴

Vielleicht hatte Móricz unrecht, denn man könnte aus der damaligen österreichischen Literatur ähnliche Stellen anführen. Doch, die von Móricz zitierte Stelle erklärt den damaligen Erfolg eines heute bereits fast vergessenen Romans ebenfalls aus dem Jahre 1925, den Roman eines geschickten Erzählers, János Komáromi, mit dem Titel, *A cs. és kir. szép napok* (Die schönen k.u.k. Tage). Wenn es nicht etwas sonderbar klänge, würde man diesen Roman eine „sentimentale Satire“ nennen, jedenfalls eine amüsante Darstellung der Pressezustände der Monarchie während der Kriegsjahre.

Pressezustände ist zuviel gesagt. Denn es geht vor allem um die Presse, die für die Frontsoldaten bestimmt war. Ja, die Kriegsführung der Monarchie hielt es für wichtig, die Mannschaft mit entsprechend-patriotischen Presseprodukten zu versehen.

Noch Anfang 1918 wurde in *Nyugat* in einem Artikel¹⁵ der General Géza Lukachich zitiert, der eine solche Frontzeitung für wünschenswert hielt, die die Stimmung und die Gefühle der – wie es wörtlich heißt – „an der Front lebenden“ Soldaten verdolmetschte und interpretierte, ihre Freuden und Kummer, kurz das mühevoll, doch auch an erhebenden Momenten reiche Frontleben darstellte. (Dies ist noch nicht die Satire Komáromis, dies sind die Worte des Generals Lukachich.) In der Tat gab es nicht wenige für die Frontsoldaten bestimmte Zeitungen, u.a. Streffleurs mehrsprachige *Frontzeitung* (neben dem offiziellen *Militär-Blatt*) oder die *Front*, herausgegeben unter dem Frontkommando des Generalobersten Erzherzog Joseph von Habsburg; es gab Bataillonszeitungen, in denen die Soldaten selbst mitschreiben durften usw. usf. Kurz, es war keine erfundene Geschichte, wenn János Komáromis Roman von der Zeitung *Frontkämpfer* berichtete, deren Redaktion sich in Wien befand.

Der Held des Romans, der zweifelsohne autobiographische Züge trägt, ist ein junger ungarischer Dichter. Wegen seiner Kriegsverwundung wird er als Untauglicher nach Wien zum Kriegsministerium abkommandiert, mit der Aufgabe, die empörerische und kritische Presse der ungarischen Linken zu kontrollieren und darüber regelmäßig zu berichten. So kommt er in Berührung mit der Redaktion der Zeitung *Frontkämpfer*, die in vierzehn Sprachen der Monarchie mit gleichem Text erscheint, nur eben, daß die Heldentaten, über die in der Zeitung eingehend berichtet wird, stets von Individuen oder Einheiten derjenigen Nationalität vollbracht werden, in deren Sprache die Variante des Blattes erscheint. Demensprechend sind in der Redaktion der Zeitung Vertreter sämtlicher Sprachen der Monarchie beschäftigt.

Der junge Dichter macht viele Erfahrungen in Wien. Er schließt Bekanntschaft mit den säbelrasselnden Helden des Hinterlandes, mit pensionierten Generälen, die ihre patriotischen Verse drucken lassen wollen, mit Finanzleuten, die sich hinter der Presse verstecken, um nicht einrücken zu müssen. Er lernt die Zustände in der Monarchie kennen, erfährt viel über die Korruption, über die Unfähigkeit der obersten Kriegsführung. Er erkennt, daß der Staat eigentlich nur vom alten Herrscher zusammengehalten wird: seine Gestalt erscheint auch bei Komáromi unantastbar.

Im Frühjahr 1916 tobten noch blutige Kämpfe an den Fronten, aber es war doch Frühling, und der zum Leutnant avancierte Dichter heiratete seine kleine Liebe, die seit Jahren auf ihn wartete. Gemeinsam beobachteten sie im Sommer den alten Herrscher in Schönbrunn wie er in ehrfurchtsvoller Begleitung eines Hofjägers seinen täglichen Spaziergang im Park machte. „Franz Joseph wanderte mutterseelenallein auf dem kleinen Pfad des Schönbrunner Gartens, sein Haupt über die Brust gesenkt, und nur Gott weiß, woran er denken konnte. Rundherum donnerten seine Kanonen am unendlichen Horizont, in

jeder Minute lagen tausende seiner Soldaten am Sterben, er selber zählte in jenem August sechsundachtzig Jahre. Seine Frau, sein Sohn, seine Verwandten, seine kaiserlichen und königlichen Altersgenossen hatten diese Welt schon längst verlassen, und Franz Joseph stand so einsam auf dieser Erde, wie einem der kleine Finger. Doch schritt er militärisch auftretend im Garten dahin, und sicher erreichte die Länge jeder seiner Schritte, auch in diesem Augenblick, die vorgeschriebenen fünfundsiebzig Zentimeter.“¹⁶

Diese etwas sentimentale Begegnung, die in ihrer Art auch rührend ist, wird dann später durch die etwas pathetische aber anschauliche Beschreibung des Leichenzuges ergänzt.

Als Berichtersteller einer Tageszeitung war an diesem Novembertag auch Gyula Krúdy in Wien. Er hat den Toten auf der Bahre gesehen. „Unter dem Bahrtuch – liest man in seinem Bericht – hebt sich der Schädel wie ein hoher Berg hervor, als ob er ein gesonderter Teil der Leiche wäre, der auch im Tode seinen Wohnsitz von den kränklichen Verwandten, von den schwachen Bewohnern des Leibes, vom Bauch, von den Nieren, von der Milz weit absonderte. Dieser beinerne Helm: der war Franz Joseph der Erste. Dieser harte, kaum versöhnliche, sich nur vor der Treppe des Altars zu Boden neigende, strenge und unerbittliche, fanatische und ruhige Kopf war der König selbst, der in den nüchternen, kalten, unsentimentalen, frühen Morgenstunden seine täglichen Obliegenheiten verrichtete. Hier hallte keine Musik vom Balle der vorigen Nacht nach: In diesem beinernen Helm lief spurlos die Sanduhr von Gestern ab, nur selten blieb vielleicht ein ungehorsames Sandkorn stecken und zögerte endgültig zu verschwinden, Sandkörner großer Schicksalsschläge, unmenschlich-unerträglicher Schmerzen.“¹⁷

Ja der alte Franz Joseph genoß die Achtung auch seines ungarischen Volkes. Während seiner 68 Jahre langen Regierungszeit, hat man sich daran gewöhnt, daß er der Kaiser und König war, daß sein Bild – am häufigsten in der Uniform eines ungarischen Generals, die er zum ersten Mal nach dem Ausgleich, bei einem Besuch in Paris trug – an der Wand der Amtsräume hing, sein Name ging in die Volksdichtung ein. Seitdem er sich 1867 in Budapest krönen ließ, vergaß man ihm langsam die ersten Jahre seiner absolutistischen Regierung, wozu auch der Umstand beitrug, daß er nichts gegen den Kult der Honvéds der Unabhängigkeitskriege einzuwenden hatte, ja sogar die Unterstützung der alten Kriegsinvaliden, die einst gegen ihn kämpften, bejahte. Aus Krúdy's Beschreibung ersieht man, daß seine puritane Lebensart Ehrfurcht, sein persönliches Schicksal Mitleid gegenüber ihm erweckten. Der gefühlsmäßigen Gebundenheit gibt auch János Komáromi Ausdruck, wenn er den Leichenzug beschreibt.

„Der Dichter stand in Felduniform vor dem Kriegsministerium – und ungefähr dreitausend Offiziere mit ihm. Bleifarben war der Himmel, als ob

man ihn mit einem riesigen Infanteristenmantel zugedeckt hätte, von Ost bis West. Und aus der Ferne näherte sich etwas Großes-Schwarzes auf der schwarzen Ringstraße, es bewegte sich langsam und wurde immer größer. Man brachte den Kaiser... Das Große-Schwarze begann sich zu türmen, bedeckte schon die Hälfte des Himmelgewölbes, schwarz war das All, und darunter schritten mit gesenktem Haupte Kaiser und Könige, berittene Leibgardisten, Trabanten, in vom Kot der Schlachtfelder bespritzten, löcherigen Mänteln... Die ganze Welt war schwarz und ein jeder dachte an die Zukunft... Am Kriegsministerium salutierten dreitausend Offiziere vor dem toten Feldherrn... Dreitausend Offiziere salutierten zum letzten Mal. Allen Dreitausenden saß die Angst und der Schrecken im Gesicht...“¹⁸

* * *

Welche Schlußfolgerung könnte man aus den Gesagten ziehen? Sollte man wiederholen, daß es zwei Verhaltensweisen gegenüber der Monarchie gab: Ablehnung und Nostalgie? Aus dem Material, das man angeführt hat, aus den Worten des engagierten und verantwortungsvollen Zsigmond Móricz geht hervor, daß die nostalgische Haltung – jedenfalls bis zur Mitte der 20er Jahre – in der ungarischen Literatur überwog. Das Material, das hier in Betracht hätte gezogen werden sollen, ist aber so groß, daß man nur Bruchstücke anführen konnte. Was man untersucht hat, waren Momente der literarischen Grablegung und des Weiterlebens der Monarchie. Die Grablegung bedeutete Totschweigen, das Weiterleben dagegen gefühlsmäßige Bindung und Thematisierung. Das Totschweigen konnte nicht zitiert werden. Erwähnung zum Weiterleben hätten aber noch Oeuvres verdient wie das von Ferenc Molnár, der eigentlich nie aufhörte geistig in der Monarchie zu leben, habsburgfreundliche Dramen von Dezső Szomory und schließlich der ganze Fragenkomplex der Wiener ungarischen Emigration vom Jahre 1919 an, ein leider in seinem *ganzen Umfang* und in seiner *ganzen Bedeutung* unbearbeitetes Feld. Denn nach 1919 fanden außer Politikern viele der besten Köpfe: Intellektuellen, Wissenschaftler, Dichter und Schriftsteller ein Asyl in Wien, es wurden ungarische Verlage, Zeitschriften, Zeitungen gegründet, die ungarische Avantgarde scharte sich um Lajos Kassák und seine Zeitschrift, *Ma* (Heute), um auf Weiteres nicht hinzuweisen. Dies sind bekannte Tatsachen. Die gründliche Bearbeitung und Erschließung der Geschichte der Wiener ungarischen Emigration steht aber noch aus, so wichtig sie für die Geschichte der geistigen Begegnungen von Österreichern und Ungarn wäre.¹⁹

Einigermaßen gehört auch die Tätigkeit der Wiener ungarischen Emigration zur Geschichte des Weiterlebens der Österreichisch-Ungarischen Monarchie.

Anmerkungen

1. *Die Fackel*. XX(1919). Nr. 501–507. p. 1–120.
2. Zitat: p. 3–4.
3. Die ungarische Übersetzung: *Búcsúztató* (Nachruf). Halotti ének az Osztrák-Magyar Monarchia felett (Grabgesang über die Österreichisch-Ungarische Monarchie). Károlyi Könyvtár (Károlyi Bibliothek), Bd. 1, Kultúra, Budapest, 1919.
4. Ady, Karl Kraus Budapest (K. K. in Budapest). *Nyugat* VI (1913). p. 803.
5. *Die Fackel* XXI (1919). Nr. 508–513. p. 27. Den Hinweis auf Kraus' Reaktion verdanke ich Herrn Dr. Sigurd Paul Scheichel, Universität Innsbruck. Er machte mich auch auf die *Kraus Hefte* aufmerksam, wo János Szabó die bibliographischen Angaben der ungarischen Übersetzung von *Nachruf* veröffentlichte und auch eine verkleinerte Form von Mihály Birós Graphik drucken ließ (Heft 13, Januar 1980, p. 16–17.)
6. István Király, *Intés az őrzőkhez* (Mahnung an die Hüter). Budapest 1982. Bd. I. p. 159.
7. In: Lajos Hatvany, *Emberek és korok*, (Menschen und Zeitalter). Budapest 1964. Bd. II. p. 122.
8. Zitate aus der folgenden Ausgabe von *Elsodort falú*, Budapest 1944. Bd. I. p. 259, 262.; Bd. II. p. 33.
9. Zitat aus *Nyugat* XIV (1921). p. 1280–1281.
10. In: *Hatvany Lajos levelei* (Lajos Hatvanys Briefe), Budapest 1978. p. 205.
11. I. Király, Dezső Kosztolányi und die Österreichisch-Ungarische Monarchie. *Neohelicon* XIII (1986). 1. Haldbd. p. 271–285.
12. Krúdy Gyula, *A nagy kópé*, zuerst erschienen 1921 in ungarischer Sprache in Wien. Zitierte Ausgabe: Budapest 1957. p. 266.
13. *A kékszalag hőse*, im Band II. von *Utazások a vörös postakocsin* (Reisen in der roten Postkutsche). Budapest 1977. p. 473.
14. Zsigmond Móricz, *Erkölcsei sarkantyú*. Tanulmányok. (Moralischer Sporn. Studien). Budapest 1982. Bd. II. p. 576.
15. Jenő Erdélyi, A front lelke (Die Seele der Front). *Nyugat* XI(1918). Nr. 1, p. 25–30.
16. János Komáromi, *A cs. és kir. szép napok*. Budapest o. J. (1925). p. 169.
17. Gyula Krúdy, *Magyar tükör*. Budapest 1984. p. 345.
18. Komáromi, op. cit. p. 208–209.
19. Man findet die umfassendste Darstellung der Wiener Emigration im Bd. II. der Attila-József-Monographie von Miklós Szabolcsi, *Érik a fény* (Das Licht wird reif). Budapest 1977. p. 437–473. – und im Buch von Farkas József, *Értelmiség és forradalom* (Intelligenz und Revolution). Budapest 1984. p. 277. ff.